

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Landbote. 1849-1934 1928

228 (29.9.1928) Beilage zum Landboten

Ratgeber für Haus- und Landwirtschaft

Beilage zum Landboten (Sinsheimer Zeitung)

Obst- und Gartenbau

Des Kleingärtners Tagewerk im Monat Oktober.

D dieser lauste, milde Hauch,
Der jetzt das stille Tal durchschwebt,
Die letzte Rose rankt am Strauch,
Den letzten Falter noch belebt!
D dieser lauste milde Hauch,
Wie Demantfunkeln auf den Höf —
Du schmückst dich mit dem letzten Kranz,
Natur, noch einmal ernst und schön.

Ludwig Auerbach.

Noch recht milde, sonnige Tage bringt uns der Oktober wahre Festtage der Natur zu ihrem Abschied auf lange Zeit. Im Festschmuck erscheint noch einmal der Wald in mannigfachen Farbentönen, ein entzückend schönes Bild, das aber das Herz mit Wehmut beschleicht in dem Gedanken an die nahende unfreundliche Zeit. Immer dichter und häufiger steigen die Nebel aus den Tälern, immer rauher bläst der Wind aus Nordost mit Regen oder gar Schnee im Gefolge. Dann ist es am schönsten im traulichen Heim am warmen Ofen.

Im Garten winkt als Preis unserer Mühe ein reicher Erntesegen, dessen Vergung alle Hände beschäftigen. Mit der Freude, die uns der Garten in reichem Maß seither bot, ist es bald auf lange Zeit vorbei.

Im Obstgarten neigt sich die Ernte ihrem Ende zu. Unsere Dankbarkeit gegen die Obstbäume können wir nicht besser zum Ausdruck bringen, als dadurch, daß wir sie weiter pflegen. Das notwendige Auslichten kann jetzt schon, da wir die Leiter zur Hand haben, oder nach dem Laubabfall geschehen. Mit der Baumpflanzung warten wir nach diesem trocknen Sommer, bis der Boden gut durchfeuchtet ist. Vor allem ist die Lockerung der Baumscheibe, womit gleichzeitig die Unterbringung des Stallmistes zu verbinden ist, unbedingt notwendig, damit das Regenwasser ungehindert zu den Wurzeln eindringen kann. Bei jungen Bäumen ist das Baumband nachzusehen und wenn nötig in Ordnung zu bringen. Mitte des Monats müssen die bekannten Leimringe um die Stämme der Bäume gelegt werden, um die Frostspannerweibchen beim Hinaufkriechen festzuhalten. Wirksam sind die Leimringe jedoch nur dann, wenn ein Leim von recht langer Klebfähigkeit, wie die Marke „Göschl“, verwendet wird.

Johannisbeeren und Stachelbeeren sind auszulichten und ältere zu verjüngen. Der Boden wird zwischen den Sträuchern gelockert und gleichzeitig mit Stallmist gedüngt.

Die Erdbeerbeete sind von dürren Blättern zu reinigen, die Ranken und das Unkraut zu entfernen. Der Boden wird gelockert und mit kurzem Dünger belegt, wobei jedoch die Herzn der Pflanzen freibleiben müssen.

Im Gemüsegarten sind alle Vorbereitungen zu treffen, um das Gemüse bei Eintritt einer Kälteperiode schnell bergen zu können. Solange jedoch das Wetter noch frostfrei ist, kann das meiste Gemüse im Freien bleiben. Hier ist es vorerst am besten aufgehoben, bleibt vor Fäulnis geschützt und wächst noch heraus. Die verschiedenen Kohlsorten, selbst Blumenkohl, können schon einen geringen Frost ohne Schaden vertragen. Dasselbe gilt auch von den Wurzelgewürsen. Rosenkohl, Winterkohl und Lauch sind sehr widerstandsfähig gegen Kälte und überdauern meist den Winter gut. Erst bei starker Kälte werden die Kohlsorten, Weiß-, Rotkraut, Wirsing und Blumenkohl entweder im Freien eingeschlagen oder in den Keller gebracht. Dort werden auch die Gelberüben, Roterüben und Sellerie in Sand eingeschlagen, wenn man sie nicht in Mieten (Gruben) bergen will. In diesem Falle sind sie vor Mäusefraß zu schützen.

Alle abgeräumten Beete sind alsbald umzuspäten und die für die Gemüse erster Frucht bestimmten mit Stallmist zu düngen. Wo es an Mist oder Komposterde fehlt, grabe man Laub in größerer Menge unter, damit auf diese Weise für den nötigen Humus und für die Lockerung des Bodens gesorgt wird. Erst dann kann künstlicher Dünger mit Erfolg angewandt werden. Als solcher wird jetzt Thomasmehl und Kainit — beides kann gemischt werden — ausgestreut werden (je 60 Gr. auf 100 Qm.).

Die Frühlingszwiebeln sind an Ort und Stelle zu pflanzen und bei starkem Frost leicht mit Reisig oder Laub zu bedecken.

Die grünen Tomaten bettet man in flache, mit Torf gefüllte Kisten, der an einen mäßig warmen Ort gestellt wird. Hier reifen sie bald nach.

Die Spargelbeete werden gereinigt, gehackt und gedüngt. Das Spargelstroh ist zu verbrennen, wenn es nicht als Deckmaterial benützt werden soll.

Im Blumengarten wird das erstorene Laubwerk der Dahlien, Canna und Begonien etwa 10—15 Ztm. über dem Boden abgeschnitten und die Knollen aus dem Boden genommen. Erst, nachdem sie vollständig abgetrocknet sind, werden sie an einen trockenen, frostfreien Ort überwintert. An ihrer Stelle werden Frühjahrsblumen, wie Bergfarnmeinnicht, Stiefmütterchen, Gänseblümchen usw. gepflanzt oder die Zwiebeln von Hyazinthen, Tulpen, Krokus und Narzissen gesteckt.

Die seither im Freien gestandenen Topfpflanzen werden nunmehr unter Dach und Fach gebracht. Die Wärme bedürftigen kommen ins Wohnzimmer, die härteren Pflanzen in luftige, helle, frostfreie Räume, die in der

ersten Zeit noch recht fleißig zu lüften sind. Hyazinthenzwiebeln werden jetzt in Töpfe oder auf Gläser gesetzt.

Die Kübelpflanzen können, soweit sie nicht frostempfindlich sind, noch längere Zeit im Freien bleiben, bis die ersten stärkeren Fröste einsetzen. Sie überwintern in einem Raum bei einer Durchschnittswärme von 5 Grad Celsius sehr gut.

Was unserem Obstbau nützt.

Wer von seinen Obstbäumen und Beerensträuchern regelmäßige und gute Erträge erzielen will, muß ihnen eine sachgemäße Pflege zuteil werden lassen. Ohne Mühe kein Preis, das ist eine alte Geschichte. Worin besteht nun diese Pflege? Kurz gesagt, in der Bodenlockerung und der Düngung der Baumscheibe, dem Ausputzen der Krone und der Bekämpfung der Krankheiten und Schädlinge, scheinbar eine große Arbeitsleistung, die sich jedoch fast über das ganze Jahr verteilt.

Vor allem ist es unbedingt notwendig, im Herbst die ganze Baumscheibe oberflächlich mit der Gade zu lockern und einen 50 Zentimeter breiten Streifen unter der Kronentraufe möglichst tief zu graben (siehe Abbildung).



Es muß immer betont werden, daß die Bodenlockerung der Baumscheibe stets zu wiederholen ist, so oft ihre Oberfläche verkrustet ist, damit Luft und Feuchtigkeit ungehindert in den Boden eindringen können. Den Sauerstoff der Luft benötigen die ungemein wichtigen Bodenbakterien, jene kleinen Lebewesen, die den Wurzeln die Nahrung bereiten und zuführen, zu ihrem Gedeihen. Das Wasser ist, wie allgemein bekannt sein dürfte, eine Lebensbedingung der Pflanze. Während der an Niederschlägen reichen Zeit wird ein großer Vorrat im Boden für die nächste Wachstumsperiode angesammelt.

Bereichern wir also diese Wasserbehälter durch die Bodenlockerung!

Es empfiehlt sich die bei der Bodenlockerung entstandenen Schollen nicht zu zerleinern. Der Frost sprengt und macht sie mürbe, besser und sorgfältiger, als wir es mit dem schärfsten Werkzeug tun können. Zudem setzt sich auch der Schnee in die Unebenheiten fest, bleibt länger liegen und tau hier langsam. Das Tauwasser kommt also dem Boden voll und ganz zugute.

Mit dem Umspäten jenes Streifens unter der Kronentraufe nehmen wir gleichzeitig eine Düngung mit Stallmist vor. Wir verbessern damit wesentlich den Boden und führen ihm wichtige Nährstoffe für Baum und Strauch zu, die durch die Verwesung des Düngers erschlossen werden. Außerdem macht der Mist den Boden außerordentlich locker und gibt ihm eine lang währende wasserhaltende Kraft. Aus allen diesen Gründen ist der hohe Wert der Stallmistdüngung ersichtlich. Vergrößern können wir noch seine Wirkung auf den Pflanzenwuchs, wenn wir im Spätherbste noch Thomasmehl und Kainit auf die Baumscheibe ausstreuen und unterhacken. Damit würden wir uns keineswegs begnügen. Im Frühjahr gebe man noch zweimal kleinere Mengen des Volldüngers Nitrophoska.

Das Ausputzen der Baumkrone, die am vorteilhaftesten nach der Ernte einsetzen sollte, hat den Zweck, die Krone licht zu halten, damit Luft und Sonne zu allen Ästen und Zweigen dringen kann. Dadurch erzielen wir auch auf der Nordseite schönes und würziges Obst. Es wird am besten gleich nach der Ernte besonders bei Hochstämmen vorgenommen. Dann haben wir die Leiter zur Hand, zum andern könne wir im belaubten Zustande die frankten und dürren Äste, die fallen müssen, besser von den gesunden untercheiden. Außer jenen werden nur die zu dicht stehenden und sich kreuzenden Äste beseitigt. Man veräume nicht, größere Wunden mit Teer, kleinere, besonders bei Zwergobst, mit Baumwachs zu verstreichen.

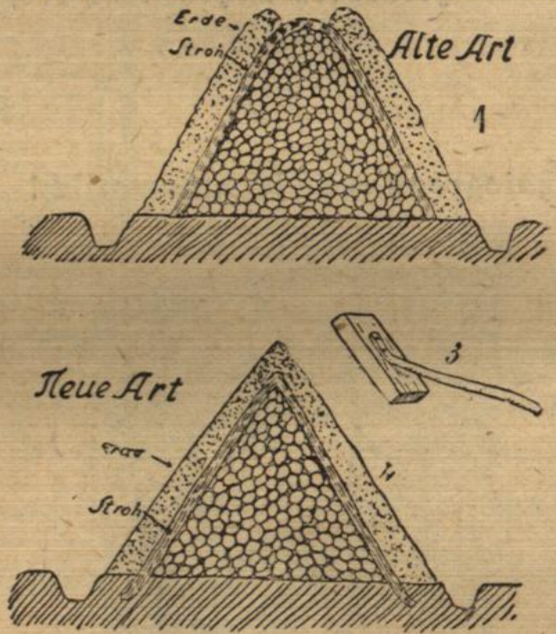
Die Bekämpfung der Schädlinge und Krankheiten macht uns oft recht, recht große Sorgen, noch mehr Mühe und Arbeit, wenn wir erst eingreifen, bis die Bäume von Schädlingen wimmeln und sich die verheerenden Wirkungen der Krankheiten zeigen. Hier erleichtern wir uns wesentlich die Arbeit, wenn wir heizzeiten diesen Mischständen vorbeugen, indem wir mindestens dreimal spritzen. Während des Winters wird zum ersten Male mit zehnprozentigem Obstbaumcarbolineum gespritzt. Kurz vor Laubaussbruch wird zum zweiten Male mit einer zwei-prozentigen Kupferalkali-Brühe, der man etwas Uraniagrün zusetzen kann, gespritzt. Zum dritten Male wird

diese Maßnahme kurz nach der Blüte wiederholt. Diesmal jedoch nur mit einer einviertelprozentigen Lösung derselben Brühe, damit Blätter und Blüten darunter nicht zu leiden haben. Gerade diese Bespritzung ist von besonderer Wichtigkeit. Wir vernichten damit nicht nur die meisten der bereits ausgekrochenen Raupen, sondern erlebigen auch die Obstmaden, die kurz nach dem Abblühen aus dem Ei kriechen und sich in die Fruchtnoten einbohren. Wir retten auf diese Weise ein gutes Drittel unseres Obstes vor ihrem Befall.

Neues über das Einmieten der Kartoffeln.

(Nachdruck verboten.)

Jahrelang veröffentlichten Wissenschaftler (und auch Praktiker) allerlei Entlüftungseinrichtungen bei den Kartoffelmieten. Da wurde die Fußlüftung in der Mitte der Mietensohle, in Form zweier aneinandergenagelter Bretter, empfohlen, da wurde der Firsilüftung das Wort geredet: Auf den Kartoffeln sollte ein Wiesenbaum liegen, darüber das Deckstroh zu liegen kommen und ein obenauf gelegtes Brett sollte verhindern, daß der First mit Erde beworfen würde. Andere wieder lobten in halber Höhe angebrachte Ventilationen usw. Daß die in gewissen Abständen eingefügten „Schornsteine“ vom Uebel seien, indem sich dort, wo kalte und warme Luft zusammenfließen, Feuchtigkeit niederschlägt, das hatte man schon früher erkannt und — jetzt ist nun das ganze Gebäude der Entlüftungserfindungen kläglich zusammengebrochen.



Weißermel lief zuerst dagegen Sturm, Lothar Meyer folgte und jetzt schließen sich auch verschiedene kleinere „Größen“ der Angriffsfront an. L. Meyer weist in hier beigefügter Skizze nach, daß bei der alten Methode (Abb. 1) mit offenem First mindestens ein Fünftel der Regenmenge in die Miete laufen muß und empfiehlt daher, sie sofort ganz zu schließen und mit geeigneten Geräten die Firsterde recht spitz zu klopfen, damit aller Regen abfließen muß (Abb. 2). Allerdings muß die Strohschicht so dick sein, daß sie alle Ausdünstungen der Knollen, die nach der Ernte besonders stark sind, in sich aufnehmen kann. Wiederum die erste Erddede soll nur so schwach sein, daß doch noch etwas Durchzug stattfindet. Man sagt in der Praxis, daß sich die Kartoffelknolle besonders gut hält, wenn sie nicht mehr mit frischem Sauerstoff in Berührung kommt.

Allerdings setzt sich ein sofortiges Vollenmieten voraus, daß die Kartoffeln vorher verlesen und alle frankten und angehackten entfernt wurden. Ferner sollte man als Mietenplatz eine erhöhte Stelle wählen, durch Ausheben eines Grabens rings um die Miete diese gewissermaßen dränieren und ihr in möglichst freier Lage die Nord-Südrichtung geben, damit die west-östlichen Winde kühlen und trocknen können, der eifige Nordwind andererseits nicht heran kann und die Südfonne ebenso nur eine kleine Bestrahlungsfläche hat. Zum sorgfältigen Festklopfen der Erddede eignen sich Spaten schon gar nicht, besser sind bereits Schippen, die gehörig gewinkelt sind, das beste ist ein Stück Bohle, in die in spitzem Winkel ein Stiel eingedreht ist (Abb. 3). Und noch etwas ist nötig, nämlich ein schnell reagierendes Glasthermometer. Je eine über einen Meter lange Eisenröhre wird in gewissen Abständen in die Miete getrieben und bleibt den ganzen Winter darinnen. Dann wird das Thermometer an einer Schnur hinabgelassen und schon nach zwei Minuten ist man über die Wärme im Innern unterrichtet. Wiederholt man dies alle Wochen, so ist man vor Ueberrostungen gesichert. Nicht in hohen Ernten allein liegt der Reinertrag im Kartoffelbau begründet, sondern daß diese Mengen verkaufsfähig sind, wenn sie den höchsten Preis erbringen. Daher die große Bedeutung des richtigen Einmietens der Kartoffeln.

London—Paris, im Flugzeug.

von Walter Engeher, Heidelberg.

Am Londoner Hanmarket, im Büro der Air Union, der französischen Linie, die die Strecke Paris—London—Paris befliegt, komme ich mit einem Mann ins Gespräch. Er ist Untergrundbahnschaffner, hat ein paar Tage Urlaub und will sie in Paris verbringen. (Die Engländer sind gern in Paris, und wenn es nur über Weckens ist.) Und als wollte er sich für den „unstandesgemäßen“ Luxus der beabsichtigten Luftreise entschuldigen, meinte er: „Wissen Sie, wenn man es einmal angefangen hat, dann kann man es nicht mehr lassen.“ So geht es zwar mit Bielefeld, wie man weiß, mit Opium und Morphium. Aber daß ein „Mann aus dem Volke“ — wie man das bei uns nennt — ohne Zögern rund vier Pfund auf den Tisch legt für die 2 1/2 Stunden Fliegen, das erschien mir doch sonderbar, und ich dachte etwa: Nun ja, jedem Tierchen... Der Stockreaktionär würde sagen: das Volk wird zu läppig, drum ist es nie zufrieden. Aber er soll es nur selbst mal versuchen! Und wenn er nicht die Passion zu Kopfweh oder „Seckkrankheit“ hat, wird es ihm nicht anders gehen als dem Londoner Untergrundbahnschaffner.

Solch ein Flug beginnt sonderbar. Für starke Leute eigentlich mit einer faulstüchtigen Beleidigung. Man muß sich auf eine Waage stellen und nachher gebraucht einen der Pilot quasi als Ballast. Er legt einen hinten oder vorn in den Apparat, ganz wie es die Gewichtverteilung erfordert. Das Köfferchen wird verstaubt, irgendwo unten in der Rumpfspitze und ein Wiedersehen feiert man erst in der Zollstation des Flughafens Le Bourget (Paris.) Inzwischen sind die Motore warm, der Pilot brüllt dem unten stehenden Polizisten noch einen saftigen Witz zu, und ehe der andere eine Antwort gefunden hat, schießt unser Vogel los, manövriert noch ein bißel gegen den Wind, läßt sich in saftigen und jedem bis ins Innerste spürbaren Schwingung von der rauhen Erde und liegt schon ruhig und sicher in seinem Element. Wie ein Kästchen kommt es mir vor, ein großes zwar, das behaglich liegt, wo ihm wohl ist, gestreichelt wird und vergnüglich schnurrt. Schon wird Creuden klein, aber wunderooll übersichtlich in seinen großzügigen Anlagen, und auf der Dachterasse von Londons Flughafenhof stehen die Menschen. London selbst aber liegt in nachmittäglichem Dunst, nicht einmal die hohe Spitze des Parlaments ist zu sehen.

Meinen Kabinensitz habe ich vertauscht, der Pilot hat meine neugierige Musterung des Führerstands mißverstanden und mir mit einladender Handbewegung und einem „Bolla“ den Beobachtersitz angeboten. Die kleine Windschutzscheibe leitet den ungeheuren Luftzug hart über den Kopf, ich habe einen herrlichen Blick nach vorn und den Seiten und denke „wenns doch nimmer aufhören wollte!“ Das Gift beginnt zu wirken, es wird mir nicht anders gehen als dem Untergrundbahnschaffner. Und ich fange an zu singen, falsch aber laut, niemand kanns hören. Die Motore laufen mit voller Kraft, manchmal spritzt eine Delflocke vorbei, um sich ausgerechnet an einem Kabinenfenster niederzulassen.

Tief unten aber liegt die Erde, sauber, unglaublich sauber und wohlgeordnet, Wälder, Felder und Dörfer mit herrlichen Kirchtürmen. Und da eine Eisenbahn! Welch mittelalterliches Verkehrsmittel, wie arm an Zukunftshoffnungen! Die Sonne steht schon tief am Himmel, und wenn ihre Strahlen auf die getretenen Landstraßen fallen, giebt eine unsichtbare Hand flüssiges Silber in lange, schmale Adern.

Blötzlich sind wir über der Küste. In weitem Bogen legt sie sich an das blaue Meer, geduldig und vertrauensvoll. Niemand möchte glauben, daß die beiden im grimmigen Kampfe stehen miteinander; täglich und in jeder Minute. Das Meer aber blickt grauam, Glatt und blank zwar liegt es da, aber heimlich und unversöhnlich. Arme Küste, es wird ewig an Dir zerrnen! — So also hört das Land auf, denke ich, und jetzt sind wir über feindlichem Gebiet, verloren wenn wir stützen, denn Gefangene werden erbarmungslos vernichtet. Und das da ist eine Mündung. So fließt ein Fluß ins Meer! — Langsam wohl, aber schmutzige Schwaden vor sich her schiebend, eine große gelbe Zunge in die blaue Fläche. Eine erschente oder erzwungene Vereinigung? — Dann ist auch das vorbei, und Luft und Wasser ist alles.

Die Motore geben das Letzte. Sie sind das einzige lebende in dieser Einsamkeit, die paar Schiffe tief unten gehören einer andern Welt. Und ich überlege, welche seelische Hilfe ihr Brummen dem einsamen Lindbergh über dem Weltmeer gewesen sein muß.

Nach knapp 15 Minuten hebt sich Frankreich aus dem Dunst. Es ist Ebbe und der Strand ist eine weite breite Fläche. Mit bloßem Auge kann man Badende entdecken. Wie man nur baden kann bei der abheulenden Kälte? — Fast hätte ich vergessen, daß uns 3300 Mtr. von ihnen trennen. Das ist höher als die Zugspitze.

Wirklich, das Meer mag-als Grenze gelten, das kann man auch aus dieser Höhe begreifen, aber wäre es nicht, so flögen wir über demselben Land. Was wäre dann England, was Frankreich? Vielleicht, daß Felder und Acker jetzt kleiner sind, Bauern statt Gutsbesitzer. Vielleicht auch, daß das Bild der Dörfer ein wenig anders ist. Aber die Welt ist so schön und so sauber hier wie über dem Kanal. Wenigstens von hier oben. Da, wie hübsch das ist! Zwei Flieger unter uns. Es scheint als streifen sie die Erde mit ihren Flügeln. Nur an ihren Schaiten liest man ihre Höhe. Da hinten liegt Rouen, brüllt der Pilot als Antwort auf meinen hinübergereichten Zettel und deutet in den Nebel am Horizont. Dann nach Paris. Schön! Ich lese es am Höhenmesser wie wir sinken. Aber niemand von den Menschen, die von der Arbeit nach Hause kehren, winkt zu uns heran. Sie sind das neue Verkehrsmittel längst gewohnt. Nicht einmal die Kinder laufen nach den Zetteln, die ich aus einer Zeitung mache und als Lockmittel hinterherlassen lasse. Wahrscheinlich hat sie schon oft solch uninteressante Post enttäuscht. Noch ein paar Minuten über die Pariser nordwestlichen Vorstädte und dann sehen wir den großen, geblähten Luftack von Le Bourget, der uns die Windrichtung weist. In engen Spiralen gehts hinunter, dicht über die langen Schuppen und Hallen, ein leichtes Hüpfen noch und die Erde hat uns wieder. Sie ist rau und gar nicht so sauber, aber warm und vertraut. Ein Photograph — natürlich — Paßkontrolle, Zollrektion, und das Vergnügen ist zu Ende, bis zum unumgänglichen Nächstenmal. — Ich bin Flugmorphinist geworden.

Die Genfer Reparationsregelung und Deutschlands Dawes—Leistungen.

In den Genfer Besprechungen zwischen Deutschland und Frankreich, Belgien, Großbritannien, Italien und Japan ist, wie erinnerlich, beschlossen worden, das Reparationsproblem vollständig und endgültig zu regeln. Ein Ausschuss von Finanzfachverständigen der sechs Mächte, wird zur Regelung der Frage eingesetzt und soll baldigt zusammentreten. Mit diesem grundsätzlichen Beschluß ist das Reparationsproblem in ein neues Stadium getreten und man muß der Hoffnung Ausdruck geben, daß es dem Ausschuss gelingt, die Verpflichtungen Deutschlands dem wahren Stand

unserer Leistungsfähigkeit anzupassen. Der Beschluß fällt zeitlich ungefähr mit dem Beginn des „Normal-Dawes-Jahres“ zusammen und ist deshalb von besonderer Bedeutung. Staat und Wirtschaft stehen heute in Deutschland vor einer fast unlosbar erscheinenden Aufgabe. Denn ab 1. September muß Deutschland die „Normal-Leistung“ von 2,5 Milliarden Goldmark aufbringen.

Nicht ohne Bedeutung für die zukünftige Leistungsfähigkeit Deutschlands ist die Frage, was es in den abgelaufenen 4 Dawes-Jahren bereits geleistet hat. Eine rechnermäßig einwandfreie Antwort geben die Jahresberichte des Reparationsagenten, insbesondere der letzte vorläufige Jahresabschluss. Hieraus ergibt sich, daß Deutschland vom 1. September 1924 bis 31. August 1928, also in einem Zeitraum von vier Jahren, insgesamt 5,48 Milliarden G.-Mk. oder rund 5 1/2 Milliarden G.-Mk. an die Reparationsgläubiger abgeführt hat. Auf die einzelnen Jahre verteilt ergibt sich folgendes Bild: 1924/25 wurden 1.003,8, 1925/26: 1.223,0, 1926/27: 1.502,8 und 1927/28: 1.747,5 Milliarden G.-Mk. aufgebracht.

Es ist interessant, festzustellen, aus welchen Quellen die Einnahmen des Reparationsagenten stammen. Diese Quellen sind die Reichsbahn, der Reichshaushalt, die Beförderungsteuer und der Zinsdienst der Industriebobligationen. Von diesen Einnahmequellen brachte die Reichsbahn in den vier Jahren 2 Milliarden G.-Mk., der Reichshaushalt 1,16 Milliarden und die Beförderungsteuer 0,83 Milliarden G.-Mk. Der Rest entfällt mit 800 Millionen auf die Dawesanleihe und mit 675 Millionen auf den Zinsdienst der Industriebobligationen.

Den Einnahmen des Reparationsagenten stehen die Ausgaben gegenüber. Diese betragen im Jahre 1924/25 1 Milliarde G.-Mk., stiegen im Jahre 1927/28 auf 1,74 Milliarden G.-Mk. und erreichten insgesamt seit dem 1. September 1924 rund 5,2 Milliarden G.-Mk. Die Ausgaben verteilen sich auf 8 verschiedene Posten. Der Löwenanteil mit 42 v. H. fällt auf die Sachleistung. Dann folgen mit 18 v. H. die Leistungen aus der Recovery Act, das ist die 26 prozentige Abgabe vom Werte der nach England oder Frankreich ausgeführten deutschen Waren, schließlich die Barüberweisungen mit 93,5 Millionen G.-Mk., die Besatzungskosten mit der erheblichen Summe von 412,8 und der Anleiheendienst mit 356,5 Millionen G.-Mk.

Der Unterschied zwischen Einnahmen und Ausgaben ergibt einen Betrag von 244,4 Millionen G.-Mk. Davon sind 189,7 Millionen G.-Mk. Kassenbestand. Bei der Ausschüttung der Reparationsbeträge hat Frankreich den Hauptanteil, nämlich insgesamt in vier Jahren fast 2 1/2 Milliarden G.-Mk. erhalten. England bekam 1.086 Millionen G.-Mk. Die anderen Staaten erhielten bedeutend weniger, so Belgien 387, Italien 350, Südschweden 175 und die Vereinigten Staaten von Amerika nahezu deutschen Roggenernte (1—1 1/2 Milliarden G.-Mk.).

Die deutschen Leistungen in diesen vier Dawesjahren waren also gewaltig. Ihre Aufbringung wurde wesentlich erleichtert durch die internationale Anleihe von 800 Millionen G.-Mk., die Deutschland im ersten Reparationsjahr erhielt. Die deutschen Leistungen wären nach sachverständiger Ansicht wahrscheinlich unmöglich gewesen, wenn die deutsche Wirtschaft in dieser Zeit nicht langfristige Auslandsanleihen in erheblichen Beträgen, nämlich für insgesamt etwa 5 1/2 bis 6 Milliarden G.-Mk. herbeibringen hätte. Nicht ganz mit Unrecht hat man von einer Stundung der deutschen Zahlungen durch das Ausland gesprochen. Die geschwächte deutsche Wirtschaft soll von nun ab 2,5 Milliarden G.-Mk. jährlich aufbringen. Das bedeutet monatlich rund 208 Millionen R.-M. oder 78 R.-M. jährlich auf den Kopf jedes Erwerbstätigen. Im Wert wichtiger deutscher Produktionszweige gemessen, entspricht die Summe von 2,5 Milliarden G.-Mk. dem durchschnittlichen Produktionswert des deutschen Stein- und Braunkohlenbergbaus, sie beträgt mehr als das Doppelte des Wertes der deutschen Roggenernte (1—1 1/2 Milliarden G.-Mk.).

Schon diese Zahlen lassen erkennen, mit welchen Schwierigkeiten die erschöpfte deutsche Wirtschaft bei der Aufbringung der „Normalleistung“ zu kämpfen haben wird, falls es der angestrebten, in Genuß grundsätzlich beschlossenen Neuregelung der deutschen Reparationsverpflichtungen nicht inszwischen gelingen sollte, erträglich, dem wahren Grad unserer Leistungsfähigkeit angepaßte Bedingungen zu schaffen.

Verschiedenes.

Ein weiblicher Casanova.

Kaiserslautern, 28. Sept. Ein Ehehändel von ganz ungewöhnlichem Ausmaß hat sich in Cham in der Oberpfalz ereignet. Die Frau des dortigen Bürgermeisters unterhielt mit einer großen Zahl meist verheirateter Männer Beziehungen, über die sie genau Buch führte. Ein Zufall spielte dieses Buch dem Bürgermeister in die Hände. Er dachte das Treiben seiner Frau auf und emsiggelte so einen allgemeinen Skandal, durch den zahlreiche Ehen bedroht sind. Eines Tages erhielt nun der Bürgermeister durch die Post ein Expreßpaket, aus dem eine Schnur herausging. Das Paket enthielt Erglosivstoffe in einer Menge, die genügt hätte, ein großes Haus in die Luft zu sprengen. Als Abwender wurde ein gewisser Hans Schwarz ermittelt. Die Adresse war von der Braut des Schwarz geschrieben. Beide wurden in Untersuchungshaft genommen, das Alles aber bald wieder freigelassen, nachdem Schwarz ein volles Geständnis abgelegt hatte. Zahlreiche weitere Verhaftungen stehen unmittelbar bevor, denn die Untersuchung hat ergeben, daß noch mehrere Personen an dem Komplott beteiligt sind. Im Zusammenhang mit der Affäre wurde auch die Leiche eines Mädchens exhumiert, die als Köchin bei der Bürgermeisterin bedienstet war und die vor einiger Zeit unter Vergiftungserscheinungen gestorben ist. Die gerichtliche Deffnung der Leiche wurde angeordnet, denn es besteht der begründete Verdacht, daß sie beseitigt wurde, weil sie zu viel über das Treiben der Bürgermeisterin wußte. — An einem andern Ort spielt der Bürgermeister den Casanova. Rechter Hand — linker Hand, alles vertauscht. Traurige Zeitbilder der Verkommenheit!

Der Mensch ohne Zeitung.

Da hat sich auch wieder einmal ein gelungener Fall ereignet: Fuhr da ein Mann aus der Mühlbacher Gegend am 16. September mit seinem Fahrrad zum Besuch des Oktoberfestes, um dann in München zu erfahren, daß er um acht Tage zu früh daran sei. Betrübte fuhr er in seine Heimat zurück und meinte, jetzt werde er sich aber sofort die Zeitung bestellen, denn er habe sich nur auf das verlassen, was er von Nachbarn gehört habe. — Manchmal meint man, der Mensch ohne Zeitung müßte eigentlich in unserem Zeitalter ausgestorben sein oder eine ganz außerordentliche Ausnahme darstellen. Aber immer wieder bemerken Einzelkälle, daß die Zahl der zeitfremden, kurzfristigen und unbeherrschbaren Menschen, die ohne den täglichen Unterrichter und Berater, die Zeitung, auskommen zu können glauben, garnicht so gering sind. Vielfach gilt auch hier, daß man erst durch Schaden klug wird. Der Mensch

ohne Zeitung ist nur ein halber Mensch, der von den großen und kleinen Dingen des täglichen Lebens nur vom Hörensagen weiß und der daher weder als Mensch noch als Familienvater noch in seinem Beruf sehend und wissend durch die Welt gehen kann. Der Mensch ohne Zeitung verlegt sich selbst in das Ausnahmerecht des Nichtwissens, ja er macht sich, wie gerade der oben erwähnte Vorfall beweist, vor seinen Mitmenschen gelegentlich geradezu lächerlich. Oft spricht man vom Sparen am falschen Fleck. Dies Wort ist so recht auch für den Menschen ohne Zeitung gemacht.

Scheintod und Lebendigbegrabenwerden.

Immer noch wird die Menschheit von Zeit zu Zeit in Aufregung versetzt durch schauerliche Berichte durch Personen, die nach einer schweren Krankheit, meistens einem Nervenfieber oder dergl. in einen Scheintod verfallen sind dessen Symptome dem des wirklichen Todes so gleichen, daß selbst erfahrene Ärzte dadurch getäuscht wurden. Man hört dann wohl, daß diese Scheintoten als vermeintlich Verstorbene bestattet sein sollen und, als sie dann später wieder zu sich kamen, sich durch Aufen und Klopfen bemerkbar gemacht hätten. Oder auch es wird berichtet, daß sie im letzten Augenblick, z. B. in der Totenhalle, noch wieder zum Leben erwachten und so vor dem graufamen Kofe des Lebendigbegrabenwerdens bewahrt blieben. Aus diesem Glauben an den Scheintod und der Angst vor dem Lebendigbegrabenwerden resultiert auch die alte Sitte, daß Verstorbene erst drei Tage lang aufgebahrt liegen müssen, ehe sie bestattet werden. Auch ist die Zahl der Testamente und letztwilligen Verfügungen nicht gering, in denen Leute besondere Vorsichtsmaßregeln und Prüfungen anordnen, um diesen Gefahren zu entgehen. — Es muß allerdings gesagt werden, daß diese Berichte von Scheintoten und ihrem Lebendigbegrabenwerden fast nie auf Wahrheit beruhen, sondern in den allermeisten Fällen auf Sensationslust, der Freude an der Verbreitung von Gerüchten oder auf mangelnder Kenntnis der tatsächlichen Vorgänge beruhen. In früheren Zeiten mag es vorgekommen sein, daß Ärzte über das tatsächliche oder nur scheinbare Ableben von Personen getäuscht wurden; damals war die Medizin eben noch nicht das, was sie heute ist. In der Jetztzeit stehen dem Ärzte eine Reihe von untrüglichen Mitteln zur Verfügung, um zu erkennen, ob noch Leben in einem Körper ist, oder nicht. Eins der interessantesten ist wohl die Farbstoffe. Ein französischer Arzt hat das Verfahren erunden, das mit einem Farbstoff, dem Fluoreszin, ausgeübt wird. Von diesem Fluoreszin wird dem vermeintlich Toten eine Hautinjektion gemacht. Nun kann kein Stoff von den Geweben des menschlichen Körpers aufgenommen und weiter verbreitet werden, wenn nicht der Säftekreislauf in Tätigkeit ist, und wenn dies geschieht, so ist das eben der Beweis, daß noch Leben in dem Körper ist. Eine Lösung von Fluoreszin hat, obwohl völlig unschädlich, eine ungeheuer färbende Kraft. Wird etwas davon unter die Haut eines lebenden Menschen gespritzt, so zeigt schon nach wenigen Minuten seine Haut, namentlich die Schleimhäute, eine intensiv gelbe bis grüne Färbung, und der Augapfel wird sogar smaragdgrün. Nach einigen Stunden sind diese Erscheinungen wieder verschwunden, da das Fluoreszin den Blutkreislauf dann passiert hat und wieder ausgeschieden ist. Da die Färbung aber, wie bereits bemerkt, nur beim lebenden Individuum auftritt, ist sie als „Versicherung gegen den Scheintod“ zu betrachten.

Ein Mann, der vom Gifte lebte.

In einem Londoner Hospital ist dieser Tage ein Mann gestorben, der wohl eines der eigenartigsten Gewerbe hatte, die es gibt; er war nämlich berufsmäßiger Giftester. Von Geburt ein Deutscher namens Albert Handler, war er mit seinen Eltern schon in seiner frühesten Kindheit auf Märkten und sonstigen Schaustellungen herumgezogen und hatte sich in allerlei Künsten produziert. Allmählich wurde man auf seine eigentümliche Immunität gegen Gifte aller Art aufmerksam. Er konnte Dosen von Arsenik, Morphium und anderer Gifte zu sich nehmen bzw. eingespritzt erhalten, die andere Menschen ohne weiteres getötet hätten; ihn kosteten sie jedoch nicht im geringsten an. Ein englischer Bißschaffler engagierte ihn schließlich gegen ein hohes Gehalt und benutzte ihn als lebendes Versuchssubjekt für seine Forschungen über die Wirkung gewisser Gifte. Jahrzehntelang war Handler so dank seiner Fähigkeit, Abwehrrstoffe im eigenen Körper gegen alle möglichen Gifte zu bilden, ein wandelndes Versuchslaboratorium, und er war in der Strafe, in der er wohnte, bekannt als „der Mann, der vom Gifte lebt“. Bezeichnenderweise ist er auch nicht an irgend einer Vergiftung gestorben, sondern im 73. Lebensjahre an einer Lungenerkrankung als Folge eines Unfalls.

Der dickste Baum in Deutschland.

Es ist auffällig, daß der ohne Zweifel umfangreichste Baum wohl von ganz Deutschland nur im Umkreise von wenigen Meilen als eine seltene Sehenswürdigkeit bekannt ist. Vor der Eingangstür der auch als Bauwerk aus dem 12. Jahrhundert erwähnenswerten Kirche in Reinberg, einem Pfarrdorf zwischen Greifswald und Stralsund, erümt und blüht noch alljährlich eine Linde, deren Alter Fachleute auf 700—800 Jahre schätzen. Da auch die Kirche etwa das gleiche Alter zu haben scheint, so kann wohl angenommen werden, daß die Linde bei Erbauung der Kirche gepflanzt wurde. Nach einer genauen Messung hat der Baum 50 Zentimeter über der Erde den ungeheuren Umfang von 12,25 Metern; sein längster Durchmesser mißt 4,20 Meter, der kürzeste fast 3 Meter. Nicht ganz in Manneshöhe spaltet sich der inwendig hohle Baum in zwei gewaltige Teile, die ihre Gipfelzweige bis zu 15 Meter in die Höhe fenden. In jeder seiner Hälften hat ein Tisch von 90:50 Zentimeter Platz, oder ist Raum für acht Personen. Im Beginn des vorigen Jahrhunderts war der Auf dieses Baumkolosses weiter verbreitet als jetzt. So war nach einem Geographiebuche aus dieser Zeit Reinberg bekannt „durch die dicke Linde und den dicken Pastor“. Das letztere auch mit Recht bekannt war, beweist die noch jetzt auf der Kanzel befindliche Bank, auf die der würdige Herr beim Predigen sich setzen mußte. König Friedrich Wilhelm IV. besichtigte stets auf seiner Durchfahrt durch Reinberg die ihm bekannte Linde.

Möbelfabrik Telkamp

Die Fabrik liefert direkt an Private

Verkaufshaus nur in Heidelberg am Bahnhof Bismarckplatz Rückgebäude Hotel Tannhäuser.

Batschari Slepner 58. Logo with ABC in a triangle.

